

**IM LAND DER KAPUTTEN UHREN**  
Mein marokkanischer Roadtrip  
ISBN 978-3-95889-258-3

**CON  
BOOK.**



**IM LAND DER KAPUTTEN UHREN**  
Mein marokkanischer Roadtrip  
ISBN 978-3-95889-258-3

MIRIAM SPIES  
IM LAND DER  
KAPUTTEN  
UHREN

MEIN  
MAROKKANISCHER  
ROADTRIP

IM LAND DER KAPUTTEN UHREN  
Mein marokkanischer Roadtrip  
ISBN 978-3-95889-258-3

**IM LAND DER KAPUTTEN UHREN**  
Mein marokkanischer Roadtrip  
ISBN 978-3-95889-258-3

O kay, für meine Ohren klang der Reiseplan haarsträubend. Aber er war liebevoll von einem marokkanischen Freund ausgearbeitet worden, und so notierte ich ihn minutiös in meinem Kalender. Die deutsche Art von minutiös, die von der absoluten Verbindlichkeit dieser Angaben ausgeht.

»Hey, *sweetie*«, schrieb er kurz vor meinem Abflug, als wollte er damit meinen Kalendereintrag kommentieren, »*travel the Moroccan way ;)*«, und ich wusste genau, was er damit sagen wollte: Nimm's mit einem Lächeln, wenn alles anders kommt. *Simple enough* und doch äußerst sachdienlich, wenn man durch Marokko reist.

Hätte der Plan funktioniert, hätte meine Route wie folgt ausgesehen: um 18:10 Uhr in Nador landen, dort ein Taxi zum CTM-Busbahnhof Nador nehmen (und dem Taxifahrer auf keinen Fall mehr als fünfzig Dirham geben!), etwa gegen 19:30 Uhr ein Sammeltaxi nach Chefchaouen nehmen, an der Endhaltestelle gegen 0:30 Uhr das nächste Sammeltaxi suchen (»Ja, ja, das findest du schon. So viele Sammeltaxen gibt's da nicht«), und zwar nach Tanger, noch mal vier Stunden durch die marokkanische Nacht düsen und gegen 4:30 Uhr am Busbahnhof Tanger ankommen, ein Petit Taxi nach Iberia nehmen und von dort aus mit dem Taxi Blanc nach Boukhalef – »aber da kennst du dich ja aus«. Vorsichtshalber hatte ich mir eine Unterkunft in Boubana gemietet.

Der Reiseroutenplaner war einer von fünf Jungs, die ich im Dezember in Tanger kennengelernt hatte. Wir hatten ein paar intensive Tage miteinander verbracht und festgestellt, dass uns nicht viel mehr als musikalische Neugier und ein ausgeprägtes Interesse an der jeweils anderen Kultur ver-

band, das aber gar keine Rolle spielte. Sie waren ein wenig jünger als ich und studierten alle etwas Technisches, so dass ich, wenn sie sich über die Uni unterhielten, nur mit unterqualifizierten Fragen glänzen oder mich mit nichts als einem freundlichen Lächeln am Gespräch beteiligen konnte. Schwer zu sagen, ob wir Freunde, Bekannte oder nichts von beidem waren. Aber Herzensgröße lässt sich ohnehin nicht von Relationsbeschreibungen ableiten.

Bei den Jungs konnte man sein, wie und wer man wollte. Ihre WG glich einer Bahnhofshalle. Ständig kam, ging oder blieb jemand, und anfangs hatte ich ernstzunehmende Schwierigkeiten rauszufinden, wer hier eigentlich wohnte, wer nur Dauergast war und wer sich grade in der Tür geirrt hatte. Es wurde gekocht, gekiffert, Musik gemacht. Man konnte wilde Diskussionen anzetteln über den Islam, den Zerfall Europas oder Solarenergie. Man konnte aber auch ganz exzentrisch mitten in diesem Trubel sitzen und ein Buch lesen. Oder den ganzen Tag im Bett verbringen. Alle behelligen mit den Museen, die man sich angeguckt hatte, mit Paul Bowles, John Hopkins oder Conny Plank – irgendwer fand sich immer, der in die Diskussion einstieg. Leben und leben lassen *at its best*. Dazu kam der Distanzbonus bei wildfremden Freunden: Es gab keine Erwartungen, die man enttäuschen konnte.



Doch zurück nach Nador. Als ich mit meinem bisschen Gepäck aus dem Flugzeug stieg, war es bereits dunkel – und es regnete. Eigentlich mag ich es nicht, wenn sich Protä-

gonisten in schwierigen Situationen befinden und es dann auch noch regnet. Aber was soll ich sagen: Es regnete nun mal. Ich hielt es für eine clevere Idee, andere Fluggäste zu fragen, ob sie nicht auch zum Bahnhof wollten. So wäre ich drum herum gekommen, den Abfahrtsplatz finden zu müssen. Außerdem wäre der Preis mit Einheimischen im Boot verhandlungsfrei moderat geblieben – und hätte zudem noch durch mehrere geteilt werden können. Aber: Nicht jede Idee, die gut ist, ist auch brauchbar.

Zunächst fragte ich eine junge Frau, die offensichtlich deutsch sprach. Sie wurde allerdings abgeholt und musste zudem in die andere Richtung, versicherte mir aber, dass draußen genug Taxen stünden, ich solle nur nicht mehr als zweihundert Dirham zahlen, das sei der Standardpreis. War nicht von fünfzig die Rede gewesen? Nun gut. Ich hatte ein wenig Geld zusammengekratzt, das für den Trip quer durch Marokko langen musste inklusive aller Busfahrten, Unterkünfte und Verpflegung. Zweihundert Dirham entsprechen in etwa zwanzig Euro. Und für umgerechnet zwanzig Euro kann man in Marokko – zumindest als Einheimischer – sehr, sehr lange Taxi fahren. Der Flughafen schien also ziemlich weit außerhalb zu sein.

Um ehrlich zu sein, hatte ich mich im Vorfeld nicht wirklich mit Nador auseinandergesetzt. Ich hatte mich einen kurzen Moment gewundert, dass es in meinem Reiseführer nicht vorkam und auch im Internet nicht sonderlich viel über diese Stadt in Erfahrung zu bringen war, außer dass es angeblich überall nach Fisch riecht und es eine breite Strandpromenade gibt, was ich aber schneller wieder vergessen als verinnerlicht hatte, war es doch nur die Stadt, in der ich landen würde.

Was ich denn aber um die Uhrzeit am Busbahnhof wolle, riss mich die junge Frau aus meinen Gedanken.

»Na, mit dem Sammeltaxi nach Chefchaouen und dann weiter nach Tanger.«

»Jetzt?«

»Ja, wann denn sonst?«

Sie schaute mich mit großen Augen an.

»Ich sag dir, was du jetzt machst. Du fährst zum Busbahnhof, fragst dich von dort zum Hotel Luxus durch, gehst da ohne Umwege hin und nimmst morgen einen der beiden Busse, die nach Tanger fahren. Die brauchen ungefähr zwölf Stunden. Und bleib im Hotel. Nachts läuft man nicht durch Nador. Da gibt's viele schlechte Menschen.«

Jetzt guckte ich sie mit großen Augen an. »Aha. Ja, danke. Hm, tschüss.«

Da Hotelbudget nun echt nicht drin war, fragte ich mich noch ein bisschen durch in der Hoffnung, dass doch jemand zu diesem blöden Bahnhof wollte. Was genau ich da dann gemacht hätte, steht auf einem anderen Blatt, das ich allerdings nie zu lesen bekommen sollte. Plötzlich legte mir ein sehr gut deutsch sprechender Marokkaner eine Hand auf die Schulter, schaute mir ernst in die Augen und sagte unvermittelt: »Viel Glück!«

»'tschuldigung, was?« Ich fuhr erschrocken herum.

»Ich habe euer Gespräch grade belauscht. Von diesem Sammeltaxi hab ich im Leben noch nie gehört. Aber viel Glück. Das wirst du brauchen.«

Ich hatte mich schon verstört lächelnd weggedreht, da meinte er noch: »Und ein wirklich gut gemeinter Tipp: Pass auf dich auf! Hier treiben sich viele Kriminelle rum. In Nador gibt's nicht viele, die's gut mit dir meinen.«



Nach gerade mal dreißig Minuten Anwesenheit und zwei kurzen Gesprächen mit Locals hatte dieses Nador etwas Beklemmendes. Konkreter aber war die Problemkette: ein Busbahnhof, von dem aus so gut wie nie Busse fahren, ein Bahnhof, der auch nicht höher frequentiert wird, ein Flughafen, der meilenweit außerhalb liegt, und eine Stadt voll vermeintlicher Krimineller. Ach ja, und ein Sammeltaxi, das es nicht gibt.

Vielleicht sollte ich erst mal Geld wechseln. Aber auch das war zu viel erhofft in Nador, wo am Flughafen um kurz nach sieben der Wechselschalter längst geschlossen hat. Fassen wir zusammen: Ohne einheimisches Geld, ohne Schlafgelegenheit und ohne die Option, hier wegzukommen, war ich in einer Stadt gestrandet, deren Dialekt nicht mal große Teile der Marokkaner verstehen. Dass das Scheitern so früh einsetzen würde, überraschte selbst mich. *Travel the Moroccan way ...* Scherzkeks.

Ich musste an eine Stelle aus Edith Whartons Reisebericht *In Marokko* denken, den sie 1917 während einer knapp sechswöchigen Reise durch das Land verfasst hatte: »Es ist gut, mit einem solchen Malheur zu starten, nicht nur, weil es den Fatalismus fördert, der nötig ist, um Afrika genießen zu können, sondern weil man dadurch direkt in das rätselhafte Herz des Landes vordringt.«

So langsam waren alle verschwunden, und ich beeilte mich, die letzten Verbliebenen anzusprechen. Vor dem Flughafen stand ein junger Marokkaner rauchend im Regen.

»Excusez-moi, parlez-vous anglais?«

»Nein, aber Deutsch«, antwortete der vielleicht Anfang Zwanzigjährige mit starkem marokkanischem Akzent.

Also auch ihm noch mal fix meinen Plan erklärt, auch von ihm Entgeisterung geerntet.

»Hauptsache du kommst weg hier. Du kannst auf keinen Fall hier bleiben. Das ist echt 'ne Scheißstadt hier!«, schimpfte er mit zusammengekniffenen Augen und tief ins Gesicht gezogener Kapuze. »Ich sag's dir, echt, Scheißstadt!«

Rätselhaftes Nador.

»Weißte was, gleich kommt mein Bruder und bringt mich nach Casablanca ... Wenn der endlich mal kommt. Ich weiß gar nicht, wo der steckt. Ich wart' hier und wart'.«

Ich warf reflexartig Bedenken ein, dass eine Fahrt nach Casablanca völlig irre sei, weil sie so ziemlich die ganze Nacht in Anspruch nehmen würde, kam mir aber sofort bescheuert vor, weil ich im Grunde keine Ahnung hatte.

»Quatsch. Das ist nicht weit. Das sind maximal fünf Stunden von hier. Du kommst einfach mit, und wir lassen dich unterwegs in Fès raus. Da fährt immer etwas nach Tanger. Vielleicht kriegste da noch 'n Nachtbus.«



Manch einer mag einwenden, dass es nicht die cleverste Idee ist, alleine als Frau in einem islamischen Land mit zwei wildfremden Marokkanern quer durch das Königreich zu brettern – aber mein Bauchgefühl sagte mir, dass das immer noch besser war, als mir die Nacht in den Straßen von Nador um die Ohren zu hauen und auf den ersten Bus nach Tanger zu warten. Und wenn ich in den letzten Monaten auch nicht viel gelernt hatte, dann wenigstens das: dass ich ein ausgezeichnet funktionierendes Bauchgefühl habe.

Also gut, Koffer bei besagtem Bruder in den Kastenwagen geworfen, reingesprungen, uns kurz darauf verständigt, dass wir uns leider nicht verständigen können, und los ging die Reise. Die zwei Brüder, die sich seit acht Monaten nicht gesehen hatten, lachten unaufhörlich. Ich wusste zwar nicht woher, machte aber nichts, die Wiedersehensfreude steckte an, und ich genoss es einfach nur, dass diese ganze Herzlichkeit auf mich überschwappte. Als die erste euphorische Welle verbbt war, schaute mich der Heimkehrer an, drehte sich von seinem Beifahrersitz zu mir nach hinten um und streckte mir die Hand entgegen: »Ach so, das ist Dulamah, mein großer Bruder, und ich bin Wassim. Und wie heißt du?«

Wie immer freuten sich alle mächtig, dass ich einen so schönen arabischen Namen habe, und weil Wassim Hunger hatte, beschloss er, dass wir erst mal was essen gehen würden. Vermisst hätte er das, deutsches Essen sei eben schon was anderes. Weil wir aber noch in Nador waren, was mir langsam wie das marokkanische Bielefeld vorkam, war die Auswahl nicht so riesig.

Schließlich fand sich in einer ebenso spärlich beleuchteten wie besiedelten, dafür unglaublich breiten Straße, die von viel Schlamm gesäumt war, etwas, das aussah wie ein zu einer Seite hin offener Pferdestall mit marokkanischen Fliesen und einem großen Flachbildschirm an der Wand, über den Fußball flackerte und vor dem eine Handvoll alter, rauchender Männer in abgerockten Klamotten stand. Der große, große Club von Casablanca, erzählten mir stolz Dulamah und die Männer, die aussahen, als seien sie so alt wie die Welt. Und als ich die Frage »*Almaniya?*« mit »*Naam*« beantwortete, bekam ich ganz aufgeregt erzählt, dass der

große, große Club von Casablanca mal gegen Bayern München spielen durfte.

Ich verstand zwar nicht wann, denn alle waren schrecklich bemüht, englisch mit mir zu sprechen. Man einigte sich schließlich auf *yesteryear*, und in Anbetracht der Schönheit dieses Wortes verzichtete ich darauf, nachzufragen, was genau damit gemeint sei. Schöne Wortschöpfungen sind wie guter Wein: Die muss man atmen lassen.

Wer denn gewonnen habe, fragte ich höflich interessiert nach.

Geschimpft wurde nun auf Französisch: »*Ce n'est pas une question, c'est une provocation!*«

Fuck, immer diese Fußballfettnäpfchen! Aber alle beruhigten sich schnell wieder, und ich bekam erzählt, dass es eine sehr große Ehre gewesen sei, gegen Bayern München zu verlieren.

Was die Marokkaner genau mit dem deutschen Fußball am Laufen haben, weigere ich mich ja zu verstehen. Da fragt man sich: Was weiß der andere wohl von meiner Kultur? Und das Erste, was man auf diese Frage geantwortet bekommt, sind meist die Namen von angeblich legendären deutschen Fußballspielern, von denen ich noch nie gehört habe.

Ich drehte mir eine Zigarette und wollte ein paar Meter weiter nach hinten gehen, wo das zwar noch bodengeflieste, aber nicht mehr überdachte und drum halbwegs verschlammte Draußen begann.

»Spinnst du, es regnet doch, komm wieder rein«, kommandierte Wassim.

Reflexhaft trat ich meine Kippe aus und ging wieder rein.

»Du kannst doch auch drinnen rauchen.«

»Und was steht auf diesen Schildern da?«

»Dass man drinnen keine Drogen nehmen darf.«

»Ach so«, brummte ich schwer belustigt.

Kaum saß ich auf meinem Platz, kam auch schon das Essen. Trotz Bärenhunger lehnte ich erst dankend ab (schließlich hatte ich immer noch kein Geld in der Landeswährung), wurde dann aber streng darauf hingewiesen, dass ich eingeladen und es sehr unhöflich sei, das abzulehnen. Zugegeben: Sah ziemlich lecker aus, dieses Fleisch, das eben noch Teil einer Rinderhälfte gewesen war, die an einem Haken an der Regenrinne im überraschend heftigen Wind hin und her schaukelte und dabei benieselregnet wurde. Ich sah ja ein, dass meinem Teilzeitvegetarismus in Marokko nicht viel Sinn abzuringen war. Zum einen würde ich denen sogar glauben, dass ihre Viecher hinterm Haus ein ebenso tiefenentspanntes Leben wie ihre Anbräter führen, und zum anderen war ich ja froh, dass es kein Huhn war. Das bekomme ich selbst bei noch so viel Hühnerg Glück nur schwerlich und nur aus Anstand runter.

»Komm mit, Allah möchte, dass wir mit sauberer Hand essen«, sagte Wassim in seinem herzerreißenden Deutsch.

Ach ja, richtig, jetzt ging das wieder los. Wassim wirkte, als sei er selbst ein bisschen verdutzt über seinen Satz. Fast, als würde ihm so was in Deutschland nicht rausrutschen. Aber hier schien es eine Art Automatismus zu sein.

Mitten in der Karawanserei befanden sich zwei saloonartige Schwingtüren, dahinter ein Waschbecken, dahinter ein Loch im Boden und ein Eimer voll Wasser. Wir standen vor diesem unfassbar dreckigen Waschbecken, ließen den Blick synchron zu der daneben hängenden Dreckinstallation schweifen, die ziemlich sicher ein Handtuch darstellen soll-

te, und mussten beide loslachen. Dieses ansteckende, hysterische marokkanische Ganzkörperlachen. Gut, dass er selbst merkte, dass sich das nur schwerlich mit den Reinheitsvorstellungen Allahs decken konnte, wie krude sie auch sein mochten. Kurzerhand wischten wir die Hände an unseren Hosen ab, womit wir hygienestandardmäßig vermutlich wieder genau da waren, wo wir vor dem Händewaschen auch waren, und begaben uns zurück an den kleinen weißen Plastiktisch mit den Plastikstühlen.

»Ich hoffe, ich kriege das hin«, sagte ich, um mich im Vorfeld für die Sauerei zu entschuldigen, die ich mit Sicherheit gleich anrichten würde. Das Essen erschien aber relativ großteilig, und so malte ich mir ganz gute Chancen aus, nicht nur Brot essen zu müssen.

Wassim schaute halb belustigt, halb skeptisch vom Essen zu mir. »Du willst jetzt aber nicht, dass wir hier eine Gabel für dich auftreiben, oder?«

»Nein, Mann, ich krieg das schon hin«, entgegnete ich trotzig.

»Super, dann teil doch schon mal das Brot, ich schenk den Tee ein.«

Kann man beim Brotteilen etwas falsch machen? Ich wusste es nicht und drittelte einfach mal drauflos in der Hoffnung, dass das so für Allah klaring. Normalerweise ist mein Interesse an Allahs Meinung zu meinem Verhalten denkbar gering. Aber ich hatte nicht so wahnsinnig viel Lust, hier in Nador ausgesetzt zu werden. Und auf meinen letzten Reisen hatte ich gelernt, dass man mit allem rechnen muss, wenn man die Mutter, den König oder den Gott eines Marokkaners beleidigt. Oder den Fußball.

Wassim schenkte derweil wieder und wieder Tee in die kleinen Gläser, schüttete ihn wieder zurück in die Kanne, schenkte wieder aus großer Höhe ein, schüttete wieder in die Kanne und so fort.

»Damit der weiße Rand schön aussieht. Hier, diese Luftblasen. Tee muss schön aussehen, wenn man ihn trinkt.«

Mir soll's recht sein, wobei es mir schwerfällt, bei ein paar weißen Blubberbläschen am Rand eines Teeglases schon von Ästhetik zu reden. Aber genau das versteht man in Marokko unter Glück: Du kannst am Arsch der Welt auf klapprigen Plastikstühlen in einer Bruchbude sitzen, durch die Wind und Regen pfeifen, und Tee aus Gläsern trinken, wie du sie dreckiger nie gesehen hast. Wichtig ist nur, dass das Essen viel, der Tee süß und mit weißem Schaumrand versehen ist.

In Marokko liegt vielleicht kein Geld auf der Straße. Aber dafür lauern die kleinen Wunder des Lebens hinter jeder Ecke. Die marokkanische Art von Wunder, die Zigarettenpapier in Schmetterlinge verwandelt, die einen über Stunden verzaubern können. Nicht die deutsche Art von Wunder, die wumms, Deus ex Machina, mit großem Getöse inszeniert werden muss, weil das Quäntchen Wunder, das einem als Kind ausreichte, um einem ein aufrichtiges Staunen zu entlocken, längst von einer ganzen Wunderfabrik abgelöst wurde, die überboten werden will für ein Quäntchen Staunen.

Schließlich fiel mir doch noch ein, was man beim Brotteilen falsch machen kann, und vermutlich sah ich aus wie ein Affe beim Versuch, eine Raviolidose zu öffnen, als ich mich abmühte, mein Fladendritzel mit nur einer Hand zu zerteilen. Da Dulamahs linke Hand nicht mal in die Nähe des Tisches kam, versuchte ich, ein paar seiner Nahrungsaufnahme-

Moves zu imitieren. Nach einer Weile wechselte ich das Beobachtungsobjekt – vielleicht ließ sich von Wassim etwas Praktikables lernen.

Zunächst folgten meine Blicke konzentriert seiner rechten Hand, weswegen ich es gar nicht gleich bemerkte. Dann musste ich erst prusten, dann schlucken, dann laut lachen: »Hä? Wieso isst du denn mit zwei Händen? Ich dachte, das ist funktional ausdifferenziert: die Rechte zum Beißen, die Linke zum Scheißen?«

Nach einem kurzen entgeisterten Blick erlag Wassim schon wieder einem dieser Lachkrämpfe. »Nein, nein, Mann, das ist nur bei gläubigen Moslems so. Und das hat auch heutzutage nichts mehr mit der Toilette zu tun. Hier gibt's doch fließendes Wasser. Glaubst du, wir würden die Hände nicht waschen, Mann? Das ist wegen dem Teufel.«

Ich war kurzzeitig beruhigt, denn das mit der Toilette hatte ich schon immer etwas haarsträubend gefunden.

»Der schlechte Engel«, schob er nach.

»Ach so, der Typ, der auf deiner linken Schulter sitzt und alles Böse, was du machst, aufschreibt?«

»Genau der. Und dem soll man nicht Essen geben. Das tut man aber, wenn man mit links isst.«

»Ja, aber Moment mal. Der ist doch nur der Chronist, dachte ich. Wenn du keinen Mist baust, schreibt er auch nichts Schlechtes auf. Der kann doch nichts dafür, wenn du dich daneben benimmst. Ist doch unfair, dem nichts zu essen zu geben!«

»Mit euch Deutschen kann man einfach nicht über den Islam reden. Ich bin doch auch kein Moslem mit Beten und allem. Aber wenn du es verstehen willst, dann musst du es mit dem Herzen verstehen und nicht mit dem Kopf.«



Während Dulamah sich zum Fußballspiel geflüchtet hatte, redeten wir noch eine Weile über gegenseitige Vorurteile, Religionen, Rassismus, Pegida und Ausländerfeindlichkeit. Wassim schämte sich für sein schlechtes Deutsch, aber dafür, dass er erst vor acht Monaten zum Studieren nach Deutschland gekommen war, beherrschte er die Grammatik fast perfekt, und sein Wortschatz umfasste so unglaubliche Wörter wie ›Zündschlüssel‹, ›Lippenpflegebalsam‹ und ›Treuepunkte‹. Ganz selten brachte er Wörter durcheinander und sagte dann so was wie: »diese Menschen, die immer montags gegen den Islam streiken«. Solche jedenfalls traf er oft, die ihn beschimpften und sagten, er solle gefälligst wieder heimgehen, oder die des Abends die Straßenseite wechselten, wenn sie ihn sahen. Während wir weiter redeten, wies uns Dulamah an, dass wir langsam mal wieder ins Auto klettern sollten. Wir kamen seiner Aufforderung nach, ohne unser Gespräch zu unterbrechen.

Einmal, als er noch ganz neu war in Stotzheim, erzählte Wassim, war ein Bus so voll, dass Leute an Haltestellen teilweise nicht mehr einsteigen konnten. Aber der Platz neben ihm war frei und blieb es auch. »Die hätten sich lieber zu Tode gequetscht, als sich neben mich zu setzen.«

Wie er sich dann fühlt, wollte ich von ihm wissen.

»Wie ein König. Ich bin der Einzige mit viel Platz.«

Wir mussten beide lachen.

Ich erzählte ihm die Geschichte, als mal ein Marokkaner, den ich um zwei Ecken kenne, bei einem Berlinbesuch fragte, ob ich ihm die Stadt zeigen könne. Marokkaner scheinen's mit Entfernungen nicht so zu haben, auf jeden Fall war das von Mainz aus so schnell nicht einzurichten, aber wir

haben die ganze Zeit gefacebookt, während er sich Berlin anschaute. Es war ein Montagabend, und er schlenderte von Touristenattraktion zu Touristenattraktion und meinte auf einmal: »Wow, ist aber ganz schön viel los hier am Brandenburger Tor. Und die sind alle ganz schön unfreundlich. Jetzt hat mich eine mit einem Schuh beworfen. Was ist mit denen? Ich glaube, die sind krank. Die schreien mich alle an. Schizophrenie oder so.«

Ich habe leider selbst einen Moment gebraucht, um darauf zu kommen, dass diese Krankheit Pegida heißt und dass er mal ganz, ganz schnell das Weite suchen sollte. Zum Glück hatte er gar keinen Zusammenhang zwischen dem, was da vor sich ging, und sich selbst hergestellt und mit mitleidigen Augen beschlossen, es könne sich hier nur um einen Gruppenausflug der bundeshauptstädtischen Geschlossenen handeln.

Wassim und ich verständigten uns darauf, dass die meisten Islamgegner keinen blassen Dunst haben, was Islam eigentlich ist.

»Aber woher denn auch?«, warf ich ein und fragte mich, wen ich hier grade warum verteidigte.

Nachdem wir einen Parforceritt durch alle uns bekannten Religionsvorurteile unternommen hatten, streiften wir abschließend noch die Kopftuchdebatte.

»Was soll denn damit sein? Wenn eine Frau ein Kopftuch tragen will, dann trägt sie eins. Wenn sie keins tragen will, trägt sie keins. Ende der Debatte. Zumindest in Marokko. Wenn du an Allah glaubst, kannst du den Hidschab tragen. Aber du kannst auch an Allah glauben und ihn nicht tragen. Ganz normal. Bei euch darf man doch auch ein Kreuz tragen, als Kette. Da sagt doch auch keiner was. Keiner zwingt

eine Frau in Marokko, einen Hidschab zu tragen. Das ist freier Wille. Lass sie doch«, beendete Wassim das Thema.

Er fand es total deutsch, so starkes Interesse an der Religion zu haben.

»Gretchenfrage«, sagte ich.

»Welches Gretchen?«, fragte er.

In Tanger oder Casablanca, sagte er, leben Christen, Juden, Moslems und sogar Atheisten und Buddhisten zusammen, und in den meisten Fällen weiß man gar nicht, wer was ist – weil's einfach für nichts wichtig ist. Für ihn gäb's nur eine Unterscheidung: gute Menschen und schlechte Menschen.

»Ja, ja, schon wieder *Faust*«, murmelte ich und merkte augenrollend an, dass es ziemlich einfach ist, sich über religiöse Unterschiede hinwegzusetzen, wenn paarundneunzig Prozent der Menschen ohnehin derselben Religion angehören. Mein Gehirn biss sich an der Frage fest, ob es jemals in Tanger Kirchenglocken hatte läuten hören, verneinte die Frage vorläufig und schrieb sich einen Reminder, das in den kommenden Tagen zu überprüfen.

Plötzlich sagte der Bruder etwas sehr Ernstes (was ich nur daraus schloss, dass keine Lachkaskade auf das Gesagte folgte), beide Brüder drehten sich zu mir um, schauten wieder nach vorne, Dulamah schnallte sich hastig an und wurde langsamer. In einem Kreisel standen vier Polizisten mit gelben Warnwesten und winkten jedes heranfahrende Auto heraus. Es lag eine seltsame Spannung in der Luft, die dadurch potenziert wurde, dass ich nicht mal ansatzweise verstand, worum es gehen könnte. Suchen die wen? Oder was? Bauen die jetzt das Auto auseinander? Oder ist das eine Standardkontrolle? Dulamah kramte im Handschuhfach nach einem Stück Papier,

das vermutlich den Fahrzeugschein darstellte, und reichte es dem Polizisten. Nickend gab der den Zettel nach dessen Lektüre wieder zurück. Dann leuchtete er mit der Taschenlampe in mein Gesicht. Meine Mimik entgleiste zwischen belanglosem Ausdemfenstergucken, dem Versuch, dümmlich-freundlich zu lächeln und meinem Blick einen konzentrierten Ausdruck zu verleihen. Natürlich besaß der Polizist nicht die Freundlichkeit, woanders hin zu leuchten, als er Dulamah Fragen zu stellen begann. Offensichtlich über mich. Ich malte mir aus, was er grade fragte oder was er sich dachte. Die beiden haben mich gekidnappt? Ich schmutzele Drogen? Ich bin ein illegaler Flüchtling aus Europa? Mir fiel nichts ein, was an dieser Situation gefährlich hätte sein können. Und dann stand ja auch noch die Frage im Raum: für wen? Machte er sich Sorgen um mich? Um sich? Um die zwei Jungs? Um Marokko? Um den Weltfrieden? Ich indes fragte mich, wie ich noch mal auf die Idee gekommen war, meinen Frieden in einem hochreligiösen, königstreuen Polizeistaat suchen zu wollen. Endlich ließ er uns weiterfahren. Die nächsten drei Minuten sagt keiner von uns ein Wort.

»Was wollte der jetzt wissen?«, durchbrach ich die Stille.

»Woher wir dich kennen, was wir mit dir zu tun haben, was wir vorhaben, wo wir hinfahren.«

»Suchen die wen, oder was ist da los?«

»Nee, ich hab dir doch gesagt, Nador is 'ne Scheißstadt. Überall, wo du aus Nador rausfährst, kontrollieren die. Hauptsächlich wegen Drogen. In Nador gibt's einige ganz Arme, die dealen alle mit Drogen. Und es gibt einige ganz, ganz Reiche. Die sind deshalb so reich, weil die mit Drogen dealen. In Nador ist jeder Dealer. Offiziell ist das zwar

verboten, aber soll ich dir mal sagen, wer Marokkos berühmtester Dealer ist? Der König.«

»Warum noch mal ist das nicht legal bei euch?«, fragte ich, nachdem ich mein Gehirn erfolglos nach Gründen durchkämmt hatte.

»Na, wegen Allah. Die Polizei sagt meist nichts, die kiffen eher mit. Aber danach suchen müssen sie offiziell schon. Dann sind die anderen Länder beruhigter. Die andern Länder und Allah. Weil Kiffen, also Rausch, ist im Islam nicht erlaubt.«

»Halt mal, aber Alkohol kann man doch mittlerweile auch ganz legal kaufen.«

»Touristen. Touristen und Nicht-Moslems dürfen legal Alkohol kaufen, Moslems nicht.«

»Dürfen Nicht-Moslems dann auch legal Hasch kaufen?«  
Wassim lachte und schüttelte ungläubig den Kopf. »Du spinnst ja wohl!«

»Warum? Hätte ich jetzt logisch gefunden.«

»Nein, natürlich nicht. Unser Hasch ist wirklich das Beste, das du auf der Welt findest, High-Quality-Exportschlager, aber bei uns darf das offiziell niemand kaufen. Europa gibt dem König sogar Geld, damit er die Kontrollen schärfer macht, damit kein Hasch mehr nach Europa kommt.«

»Versteh ich nicht«, sagte ich ernsthaft verduzt. »Ich dachte, grade hier die Gegend besteht überwiegend aus Grasplantagen. Und das scheint mir jetzt kein Geheimnis zu sein. Da würde man ja eine komplette Region wirtschaftlich ruinieren, wenn man dagegen vorgehen würde. Warum sollte der König das denn tun?«

»Tut er ja gar nicht.«

»Ja, aber du hast doch grade gesagt ...«

»... dass er Geld dafür bekommt, was dagegen zu machen, ja. Aber das heißt ja noch lange nicht, dass er was macht. M6 is' ja nicht blöd. Der tut nur so, als ob er was tun würde. Der steckt das Geld ein und freut sich. Und manchmal muss halt jemand festgenommen werden, für die Statistik.«

»M6?«

»Mohammed VI., unser König, M6.«

Jetzt mischte sich Dulamah ein, der anscheinend ein paar Brocken verstanden hatte.

»Ich soll nicht so viel Mist über unser Land und den König erzählen, sagt er.«

Wir schwiegen ein bisschen vor uns hin, hörten Musik und schauten durch die große Windschutzscheibe auf die Straße. Die beiden veranstalten so eine Art marokkanischen Sitztanz und sangen laut dazu. Mehrfach lief dasselbe Lied, und die beiden brüllten aus voller Kehle durch die runtergelassenen Fensterscheiben in die Nacht, als ginge es um etwas enorm Wichtiges.

»Was singt ihr denn da?«

»Das ist ein Marokko-Lied.«

»Aha. Und worum geht's da?«

»Na, der singt: Jetzt bist du wieder zu Hause, umarm deine Mutter, küss dein Mädchen, feier mit deinen Freunden, geh tanzen, mach ein großes Fest. Deine Berge heißen dich willkommen, deine Wüsten heißen dich willkommen, dein Marokko heißt dich willkommen. Jetzt bist du wieder zu Hause.«

Dann wackelte Wassim wie ein Schlangenbeschwörer mit dem Kopf, klatschte dazu geräuschvoll in die Hände und sang mit.

Ich stellte mir vor, Helene Fischer würde singen: »Endlich wieder in Deutschland! Mit deinen Bergen, deinen Seen und deinem Sauerkraut! Dein Oktoberfest, dein Erzgebirge und deine Ostsee heißen dich willkommen!« Ich überlegte eine Weile, aber mir fiel tatsächlich kein einziges Lied ein, das die Rückkehr nach Deutschland preist. Dafür einige, die vom Fernweh handeln und davon, schleunigst seine sieben Sachen zu packen und abzuhaufen. Das wiederum scheint die Dauer eines Urlaubs überschreitend keiner zu machen, denn sonst gäbe es ja auch wieder Heimwehlieder. Mein langsam doch recht müde werdender Kopf stellte die gewagte These auf, dass man in Deutschland eher mit dem Auswandern und Neuanfangen kokettiert und schöne Hymnen darauf schreibt, die man dann morgens um acht auf der Arbeit hört, während man in Marokko tatsächlich Kind und Kegel einpackt, eine völlig fremde Sprache lernt und dem Glück woanders eine zweite Chance gibt. Aber vielleicht sollte man müde, leicht frierend, im Auto von Fremden und auf dem Weg nach irgendwo keine Thesen aufstellen.

Der Blick auf die Uhr verriet, dass es schon elf war, demnach konnte es ja nicht mehr so weit sein. Dulamah sagte etwas, ich glaubte, das Wort *tabân*, also müde, verstanden zu haben, und ließ verlautbaren, dass ich Kaffeetabletten dabei hätte und eine Runde schmeißen würde. Wassim übersetzte, und Dulamah fand das hervorragend.

»Hab ich aber im Kofferraum.«

»Na gut, er fährt bei der Nächsten raus.«

›Die Nächste‹ war etwa eine halbe Stunde entfernt und eine Tankstelle. Ich kramte das Plastiktütchen mit den wenigen Kosmetika, Medikamenten und Flüssigkeiten aus

dem im Kofferraum liegenden Koffer und stieg wieder vorne ein. Ob ich auch Becher und Zucker dabei hätte, wurde ich gefragt. Was die beiden mit Bechern und Zucker wollen, fragte ich zurück, die brauche man nicht für Koffeintabletten, die könne man einfach schlucken. Kurze, grübelnde Stille setzte ein, beide Seiten versuchten zu verstehen, wovon die andere redete. Schließlich hob ich meine Koffeintabletten in die Luft und wedelte damit herum. Von einer auf die andere Sekunde brach lauthals marokkanisches Geschimpfe über mich herein. Dulamah zeigte auf die Tabletten, redete auf seinen Bruder ein, der sagte, dass sie keine Tabletten nehmen und dass das verboten sei im Islam, nicht gut für den Körper, der Bruder hörte gar nicht mehr auf zu reden, warum ich so was mit nach Marokko bringen würde, übersetzte Wassim, dass das wach hält, versuchte ich zu beschwichtigen, was alles nur noch schlimmer machte, und langsam wurde mir klar, dass die beiden meinten, dass ich so was wie in Tablettenform gepresstes Speed schachtelweise mit mir führe.

»*Qahwa! Qahwa ma coffein! C'est seulement comme beaucoup de café!*«, wiederholte ich jetzt mantrahaft und tippte unaufhörlich mit meinem Zeigefinger auf die Aufschrift: Coffeinum N 0,2 g. »Das ist nur wie viel Kaffee, viel, viel Kaffee, Koffein, was auch in Kaffee ist, sag das deinem Bruder!«

Wassim schaffte es tatsächlich, den Wortschwall des Bruders zu unterbrechen und zu übersetzen. Endlich setzte wieder Stille ein.

»Das sind keine Drogen. Das ist wie Kaffee. Nur in Tablettenform.«



Beide schauten nach vorne aus der Windschutzscheibe und schienen nachzudenken. Wie lange das wach hält, wollte Dulamah schließlich wissen. Er solle nur eine Halbe nehmen, sagte ich, dann rette ihn das über die nächsten vier bis sechs Stunden, aber ehrlich gesagt, hatte ich keinen blassen Schimmer, ob das stimmte. Nicht dass er dann die nächsten vier Tage wach sei, gab er zu bedenken. Zumindest das konnte ich mit Sicherheit verneinen.

Die beiden unterhielten sich noch kurz, schnell und leise, dann wollte Wassim wissen, ob wir Deutschen wirklich Kaffee in Tablettenform machen. Ich hielt ihm die Packung hin, er übersetzte seinem Bruder. Beide fingen an zu lachen. Erst gluckste es nur leise, von Kopfschütteln begleitet, aus ihnen heraus, bis sie lauthals lachend mit den Köpfen auf Lenkrad und Armaturenbrett lagen und sich Tränen aus den Augen wischten. Ich kam mir ein bisschen verarscht vor, war aber trotzdem heilfroh, dass diese Kuh vom Eis war.

Dulamah stieg aus, ging in die Tankstelle und kam wenige Minuten später mit drei kleinen Bechern Espresso zurück. Er drückte mir einen in die Hand und lachte versöhnlich. »*Madame, ishrab! Moroccan way of coffee*«, sagt er, und ich brachte nur ein erleichtertes »*Shukran!*« über die Lippen. Hatte mich kurzzeitig schon mit meinem Koffer an einer Tankstelle im Nirgendwo Marokkos ausgesetzt gesehen. Wir schlürften unseren Kaffee, der so süß war, dass sich mir der Magen umdrehte, und Wassim sagte lachend: »Das kann auch nur Deutschen einfallen! Kaffee in Tablettenform. Ihr spinnt doch! Alles immer schnell, schnell. Kaffee – muss man genießen.« Ich stimmte zu und lachte etwas gequält.

Schließlich ließ Dulamah den Motor wieder an, und wir fuhren weiter.

Ich streckte meine Wasserflasche mit am Flughafengate befülltem Leitungswasser nach vorne und fragte versöhnlich, ob jemand möge. Ebenso versöhnlich wurde angenommen, und friedenspfeifengleich machte die Flasche, aus der jeder einen Schluck nahm, die Runde. Hm, wow, toll, ob das deutsches Wasser sei? Ja, aber nur Leitungswasser. Das sei das beste Wasser, das er je getrunken habe, ließ Dulamah übersetzen. Na ja, Wasser sei Wasser, spielte ich runter, so anders als marokkanisches Leitungswasser sei es ja nun auch wieder nicht. Dann hätte ich wohl noch nie marokkanisches Leitungswasser getrunken, mutmaßte Dulamah.

»Oh doch, habe ich«, protestierte ich.

Ob ich es wirklich mögen würde.

»Na ja, schmeckt vielleicht ein bisschen nach Chlor.«

Wie ich das meinen würde.

»Tja, also marokkanisches Leitungswasser schmeckt wie deutsches Schwimmbadwasser.«

Wassim übersetzte, ich fragte mich, warum ich so ein unfassbar schlechter Lügner bin, und Dulamah bekam einen erneuten Lachkrampf. Zum Glück verfügten die Jungs über genügend Humor, um meine fehlende Diplomatie auszugleichen.

Dulamah nahm noch einen großen Schluck Wasser und drehte die Musik lauter. Ich lehnte mich zurück. Einfach mal nichts sagen. Nur aus dem Fenster glotzen, auch wenn es da nichts zu sehen gab außer dunkler Nacht. Den Gedanken beiseiteschieben, dass ich noch lange nicht in Tanger war und auch noch keinen Plan hatte, wie und wann ich da eigentlich

hinkäme. Den Gedanken beiseiteschieben, dass es arschkalt war, permanent regnete und windete und ich natürlich keine Winterjacke dabei hatte. Den Gedanken beiseiteschieben, dass ich immer noch keine Dirham in der Tasche hatte.

Dulamah sagte etwas mit Fès, Casa und Tanger, und ich ahnte, dass es um mich ging. Ich fragte »*Shnou?*«, und wieder mussten beide lachen. Wassim erklärte, dass Fès ein Riesenumweg für seinen Bruder sei, und er eigentlich keine Lust habe, über Fès zu fahren. Wassim bestand aber darauf, weil er es mir versprochen hatte. Er hatte gedacht, Casa sei nicht weit von Nador und Fès läge auf dem Weg. Das fand ich ziemlich marokkanisch. Dulamah ließ verlauten, ich solle eins wissen: Er sei Moslem – was mir offenkundige Ratlosigkeit ins Gesicht zauberte.

»Er meint damit, er wirft dich nicht einfach raus. Er kümmert sich schon drum, dass du sicher in einem Bus nach Tanger sitzt. Aber er sagt, es sei nicht nur ein Umweg, sondern auch völlig sinnlos, dich jetzt nach Fès zu bringen, weil du dann die ganze Nacht alleine am Bahnhof stehst. Das hält er für keine gute Idee. Weil wenn dir was passiert, dann kommt er in die Hölle. Denn er ist ja Moslem.«

Ähm, ja, sah ich so weit ein. Die schrägen Gestalten, die sich dort nachts am Bahnhof rumtreiben, mochten dieses Unterfangen zu einem unsicheren machen, mehr noch schreckte mich aber die Kälte, in der ich sicher erfrieren würde, noch bevor der erste Zug führe.

»Wenn unterwegs eine andere Stadt liegt, die günstiger für euch ist, oder Casa, ich kann auch mit bis Casa fahren und dann da den ersten Zug nehmen.«

Das sei doch die völlig falsche Richtung, sagte Wassim.

Das sei wahrscheinlich das Beste, sagte Dulamah.

Dass ich keine Umstände machen wolle, sagte ich und dachte, dass es besser sei, stundenlang in die falsche Richtung zu fahren, als mir an einem Bahnhof den Arsch abzufrieren. Um das vielleicht mal ins Verhältnis zu setzen: Von Nador, das im Nordosten Marokkos liegt, nach Tanger im Nordwesten sind es gute sechshundert Kilometer. Von Nador nach Casablanca sind es ungefähr achthundert Kilometer, und von dort nach Tanger noch mal fast siebenhundert.

Dulamah fuhr an der nächsten Tankstelle raus, parkte den Wagen ein paar Meter von den Zapfsäulen entfernt, stieg aus, öffnete meine Tür und signalisierte mir auszusteigen. Würde ich jetzt doch noch an einer Tankstelle ausgesetzt?

»Er will kurz schlafen«, beruhigte mich Wassim. »Er kann nicht mehr.«

Also machten Wassim und ich es uns bei kaum mehr als fünf Grad und unglaublichem Wind neben dem Auto gemütlich, damit Dulamah pennen konnte. Die haben echt Humor, diese Marokkaner. Langsam kamen mir zum ersten Mal Zweifel, ob ich nicht doch hätte in Nador bleiben sollen. Wer weiß, vielleicht wäre noch jemand vorbeigekommen, der mich nach Tanger mitgenommen hätte.

Wassim fragte nach einem Taschentuch, und als ich meine rechte Jackentasche öffnete und fünf Packungen zum Vorschein kamen, legte er die Stirn in Falten. Daraufhin öffnete ich auch die linke Tasche und präsentierte fünf weitere Päckchen. Seine Verwirrung war so hartnäckig, dass sie sich nicht weglächeln ließ.

»Ey, willst du ein Taschentuchimperium in Tanger aufbauen, oder was? Ich hab schon gedacht dass du schwanger